

NDR Info Hintergrund

Donnerstag, 2. Juni 2022

Auferstanden aus Ruinen
Jüdisches Leben in der DDR
Von Michael Hollenbach

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2391
www.ndr.de/info

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

DDR Nationalhymne: Auferstanden aus Ruinen

Voller Tatendrang und Idealismus kamen Ende der 40er Jahre viele jüdische Kommunistinnen und Kommunisten zurück nach Deutschland – in den Osten. Die Remigranten wollten sich am Aufbau eines neuen antifaschistischen Deutschland beteiligen.

O-Ton Kahane:

Die Illusion, die sie hatten, war, wenn der Staat erklärt, er sei antifaschistisch, (...) dass das für alle gilt. Aber die kamen in eine Gesellschaft, die durch und durch eine Nachfolgegesellschaft des Nationalsozialismus war.

Die Journalistin Anetta Kahane war langjährige Vorsitzende der Amadeu-Antonio-Stiftung. Kahanes Eltern kämpften während des Zweiten Weltkriegs in der französischen Résistance gegen die Nationalsozialisten. Kahanes Eltern mussten in der jungen DDR feststellen, dass sich das Erbe der NS-Herrschaft zeitweise mit dem stalinistischen Antisemitismus verbunden hatte. Das war für viele Jüdinnen und Juden in der DDR ein Schock.

Anetta Kahane hat kürzlich gemeinsam mit Martin Jander einen Sammelband herausgegeben mit dem Titel: „Juden in der DDR“. Darin werden Remigranten porträtiert zwischen Illusion, Anpassung und Repression.

Musikakzent

Eines der krassesten Beispiele aus dieser Zeit hat die Berliner Sozialwissenschaftlerin Judith Kessler recherchiert. Sie berichtet über die Brüder Leo und Rudolf Zuckermann, die Anfang der 40er Jahre nach Mexiko flohen. 1947 kehrte zuerst Leo Zuckermann nach Berlin zurück. Der Jurist machte schnell Karriere, er war einer der Väter der DDR-Verfassung. Doch ein vom Stalinismus ausgehender Antisemitismus ist seit Anfang der 50er Jahre auch in der DDR immer deutlicher zu spüren, berichtet die Sozialwissenschaftlerin Judith Kessler:

O-Ton Kessler:

Leo Zuckermann war sich erstmal nicht der Situation bewusst, er dachte ja, er baut einen demokratischen neuen Staat auf und ist im Konsens mit den anderen Führern des jungen Staates und hat erst mit der Zeit mitbekommen, (...) dass da eine Gefahr besteht, und man hat ihn auch gewarnt, dass er als Jude und Zionist einer der Hauptfeinde ist.

Leo Zuckermann hatte sich für ein Wiedergutmachungsgesetz stark gemacht. Er wollte mit Blick auf staatliche Anerkennung keine Unterschiede machen zwischen den jüdischen Opfern und den antifaschistischen Widerstandskämpfern, die in der

DDR besondere Aufmerksamkeit erfuhren. Doch der politische Wind drehte sich: Stalins Antisemitismus wurde immer bedrohlicher, berichtet Ulf Heinsohn vom Max-Samuel-Haus, einer Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur in Rostock:

O-Ton Heinsohn:

Da ging es damit einher, dass auch die neuen Satellitenstaaten aufgefordert wurden, als Beweis ihrer Loyalität und als Beweis, dass sie diese stalinistische Haltung angenommen haben, auch in ihren Ländern antisemitischen Prozesse durchzuführen.

Besonders berüchtigt ist der Slansky-Prozess in Prag: Elf der 14 Angeklagten sind Juden; im Fokus stehen vor allem Remigranten aus dem Westen. Ihnen werden Putschversuche vorgeworfen. Der Prozess endet am 3. Dezember 1952 mit elf Todesurteilen.

O-Ton Kessler:

In diesem Kontext ist auch Leo Zuckermann als Jude und Remigrant in die Fänge des KGB, der Staatssicherheit, geraten, wurde überwacht, befragt von der Staatssicherheit zu seinen Verbindungen zu vermeintlichen amerikanischen Spionen. (...) Er wurde verdächtigt, ein Spion für die Amerikaner zu sein.

Der Prager Slansky-Prozess hat auch direkte Folgen für die DDR:

O-Ton Heinsohn:

Es gab Verhaftungen, Verhöre der Vorsitzenden jüdischer Gemeinden. Es sind alle Gemeindebüros und die privaten Wohnungen von Vorstandsmitgliedern jüdischer Gemeinden durchsucht worden. Viele führende gewählte Gemeindevertreter haben daraufhin die DDR verlassen.

Leo Zuckermann wird im Dezember 1952 mehrmals verhört, auch vom sowjetischen Geheimdienst KGB. Nur einen Monat zuvor, im November 1952, war Leo Zuckermann von SED-Chef Walter Ulbricht zum Direktor des Instituts für Rechtswissenschaften berufen worden. Vier Wochen später muss er um sein Leben fürchten.

O-Ton Kessler:

Das war für ihn ein Schock. (...) Es muss für alle, die dort verfolgt wurden, ein Schock gewesen sein, dass sich ihre eigenen Leute gegen sie wenden und sie zu Staatsfeinden machen.

Leo Zuckermann wird auf Schritt und Tritt von der Stasi überwacht. Doch am 15. Dezember kann er seine Verfolger auf dem Ost-Berliner Weihnachtsmarkt abschütteln und nach West-Berlin fliehen. Seine Frau und die Kinder waren Stunden zuvor in den Westen geflüchtet. In dieser Situation schickt Leo seinem Bruder Rudolf ein Telegramm. Der ist noch in Mexiko, will aber unbedingt in die DDR. Leo Zuckermann schreibt:

Sprecher:

Ich musste mein Leben retten. Ich flehe dich an, uns zu helfen. Ich habe noch nie etwas von dir verlangt. Jetzt bist du mein einziger Rückhalt. Ich bin verzweifelt. Wir irren mit den Kindern durch die Straßen. Ich habe nur die Kleider am Leib. Ich will zu dir nach Mexiko. Unterbrich deine Arbeit. Nimm Schulden auf. Ich werde sie abarbeiten.

Die Sozialwissenschaftlerin Judith Kessler, die zu Jüdinnen und Juden in der DDR geforscht hat, beschreibt die Situation von Rudolf Zuckermann so:

O-Ton Kessler:

Ihm war klar, dass er, der selber auch aus Mexiko in die DDR zurückwollte, er sich das alles abschminken konnte, wenn er ihm jetzt hilft. Er hat andere Funktionäre befragt, und die haben ihm gesagt, er solle auf keinen Fall zu seinem Bruder Kontakt aufnehmen oder ihm helfen.

Die Funktionäre der Kommunistischen Partei interessiert die familiäre Situation nicht. Sie argumentieren auf der Parteilinie: Leo würde wohl mit jüdischen Verrätern zusammenarbeiten, behaupten sie. Deshalb müsse sich Rudolf distanzieren. Rudolf, der in Mexiko als Arzt arbeitet, telegraphiert kurze Zeit später nach West-Berlin an Leo:

Sprecher:

Wegen Schwere der Krankheit ärztliche Hilfe unmöglich.

O-Ton Kessler:

Er hat seinen Bruder verraten.

Rudolf Zuckermann will als Mediziner der DDR und der SED unbedingt dienen.

O-Ton Kessler:

Einen halben Monat später, nachdem Leo nach West-Berlin abgehauen ist, ist Rudolf von Mexiko in der DDR eingetroffen und ist sofort in Schutzhaft genommen worden.

Er wird vom KGB verdächtigt, mit seinem Bruder unter eine Decke zu stecken. So wird er ein Opfer antisemitischer Verschwörungsmythen.

O-Ton Kessler:

Er wusste gar nicht, wie ihm geschehen ist, er hat es für einen makabren Scherz gehalten

Neun Monate sitzt Rudolf Zuckermann in der Haftanstalt Hohenschönhausen. Stalin hatte jüdischen Ärzten vorgeworfen, sie hätten ihn umbringen wollen.

O-Ton Kessler:

Und dass wurde auch Rudolf Zuckermann unterstellt, der ist nämlich mit seinem Arztkofferchen in die DDR eingereist und die haben jetzt behauptet, er würde DDR-Funktionäre killen wollen.

Rudolf wird zeitweise Tag und Nacht verhört. Am Ende bricht er zusammen und unterschreibt alles, was man ihm an vermeintlichen Geständnissen vorlegt.

Musikakzent

Nach Stalins Tod im März 1953 verebbt die antisemitische Verfolgung in der Sowjetunion und den Satellitenstaaten. Rudolf Zuckermann wird aus der Haft entlassen, aber nie rehabilitiert. Er muss eine Verschwiegenheitserklärung unterschreiben. Erst nach seinem Tod 1995 wird bekannt, dass er inhaftiert und gefoltert wurde. Sein Bruder Leo emigriert mit seiner Familie wieder nach Mexiko. Die beiden hatten keinen Kontakt mehr miteinander.

Die Verfolgung der Brüder Zuckermann ist ein besonders dramatisches Beispiel, das dokumentiert, wie sieben Jahre nach der Shoah Jüdinnen und Juden in Deutschland abermals verfolgt und verhaftet wurden.

O-Ton Heinsohn:

Es gab dann viele Familien, (...) die dann gedacht haben: eine deutsche Regierung macht Hausdurchsuchungen und Schikanierungen und Diffamierungen von Juden, diesmal warten wir nicht lange.

Rund ein Drittel der Jüdinnen und Juden haben damals die DDR verlassen. Das dunkle Kapitel des Antisemitismus wurde dort nie öffentlich thematisiert – geschweige denn aufgearbeitet. In der DDR existierten stattdessen zahlreiche Vorurteile:

O-Ton Kahane:

Sie galten als unzuverlässig, als kosmopolitisch, als heimatlose Gesellen, das sind alles auch antisemitische Stereotype gewesen.

Sagt Anetta Kahane. Diese abwertende Haltung betraf nicht nur die Remigranten, sondern im Prinzip alle Jüdinnen und Juden in der DDR. Lara Dämmig erzählt davon, dass es im Alltag durchaus Besonderheiten gab.

O-Ton Dämmig:

Ich hatte eine Tante in London oder in Brüssel oder in Haifa oder auch in Amerika, meine Großeltern haben auch diese Kontakte gepflegt, und ich bin selbst auch als kleines Kind ins Ausland geschickt worden, und wir hatten Besuch, das war schon normal.

Als Jüdin oder Jude stand man quasi unter dem Verdacht des Kosmopolitischen.

O-Ton Dämmig:

Es war auch schwierig, weil die DDR sich ja auch als ein Staat mit einer homogenen Bevölkerung verstanden hat. Also Anders-Sein war nicht gut angesehen, Anders-Sein jeglicher Art. Und insofern war das auch schwierig.

O-Ton Honigmann:

Es war auch eine Neben-Welt, ein Counter life. (...) Das war ganz anders als bei meinen Freundinnen.

Erinnert sich die Schriftstellerin Barbara Honigmann, die 1984 nach Straßburg emigrierte:

O-Ton Honigmann:

Wenn ich an meine Schulzeit denke, wenn ich bei denen zu Hause war, dann stand da ein Foto von einem gefallenem Onkel oder Opa, der in der Wehrmachtsuniform zu sehen war, das war natürlich eine andere Welt.

Die heute 73-jährige berichtet, dass das Judentum zu Hause eigentlich keine große Rolle gespielt habe, aber:

O-Ton Honigmann:

Das war immer klar und deutlich, dass wir eine jüdische Familie sind. Meine Eltern kamen aus der Emigration zurück. Die waren nicht jüdisch traditionell, aber es waren immer wichtig: Wir sind Juden, und die anderen sind Deutsche. (...) Es gab dieses jüdische Selbstbewusstsein.

O-Ton Dämmig:

Ich glaube, das ist etwas, was wir von unseren Eltern oder Großeltern mitbekommen haben. Ich weiß nicht, ob das immer so ausgesprochen wurde in den Familien, aber den meisten war klar, das nicht nach außen zu zeigen.

Lange Zeit waren gerade die älteren Jüdinnen und Juden in der DDR sehr zurückhaltend damit, öffentlich über ihr Jüdisch-Sein zu sprechen.

O-Ton Dämmig:

Das Trauma der Verfolgung während der Shoah, das hat nachgewirkt und dieses Nicht-Auffallen, niemanden was sagen, das haben die meisten so in ihrer Familie erlebt.

Anetta Kahane erzählt, dass sie als Jugendliche Ende der 60er Jahre sehr bewusst als Jüdin aufgetreten sei. Sehr zum Ärger ihrer Eltern:

O-Ton Kahane:

Aber nicht aus ideologischen, sondern mehr aus Gründen der Furcht. Als ich anfing, mir Davidsterne umzuhängen, damit auch jeder weiß, mit wem er es zu tun hat, da hat mein Vater gesagt: Mach das nicht, damit das nicht böse Reaktionen gibt.

Nach den antisemitischen Übergriffen 1952/53 war es zu einer Entspannung im Verhältnis der SED zu den jüdischen Gemeinden gekommen.

Das änderte sich mit dem Sechs-Tage-Krieg 1967 zwischen Israel und den drei arabischen Staat Ägypten, Syrien und Jordanien. Die SED setzte jüdische Gemeinden unter Druck, sie sollten sich mit dem Kampf der Araber gegen das imperialistische Israel solidarisieren.

O-Ton Kahane:

Mein Vater zum Beispiel hat sich geweigert, diese antizionistischen Kampagnen mitzumachen. Es gab eine Reihe von Juden, die dann genötigt wurden, irgendwelche Erklärungen gegen Israel zu schreiben, obwohl man ja immer behauptet hat, Judentum ist nur eine Religion und es spielt keine Rolle, ob Jude oder nicht. Das war auch so eine Lebenslüge.

Berichtet Anetta Kahane. Nur acht mehr oder wenige prominente jüdische DDR-Bürger unterschrieben diese antizionistische Erklärung. Einer der wenigen war Alfred Scheidemann, von 1962 bis 72 Vorsitzender des Landesverbandes in Mecklenburg. Die Solidarität der meisten Jüdinnen und Juden galt eher Israel, betont der Rostocker Ulf Heinsohn.

O-Ton Heinsohn:

Man war solidarisch, weil, was sich viele Nicht-Juden nicht so verdeutlichen, die zentrale Bedeutung Israels für Juden auf der ganzen Welt, (...) ist eine Lebensversicherung, die einem das Gefühl verschafft, wann immer ihre Heimatregierung auf die Idee kommen sollte, Juden zu verfolgen, dann wird es nie wieder so sein wie vor der Existenz Israels, dass man sich als Jude nicht retten kann, weil niemand einen aufnehmen will.

Auch wenn für die allermeisten Jüdinnen und Juden in der DDR eine Ausreise nach Israel kein Thema war, herrschte in der Gesellschaft doch oft eine ablehnende Haltung gegen sie vor.

O-Ton Kahane:

Der Antizionismus war sehr militant und traf viele Juden, weil er eine antisemitische Stimmung verbreitet hat.

In den jüdischen Familien war die Erinnerung an die Shoah und an viele ermordete Familienmitglieder immer präsent. In der offiziellen Erinnerungskultur der DDR hingegen nicht:

O-Ton Kahane:

Was eine Rolle spielte, war das komplette Auslöschen des Gedächtnisses an Juden. Es wurde in den 50er, 60er Jahren (...) im Prinzip das Jüdische komplett tabuisiert.

Wenn es um nicht-kommunistische Opfer des Nationalsozialismus ging, dann wurde meist nur von Russen, von Polen, von Holländern und Franzosen gesprochen, die jüdischen Opfer spielten praktisch keine Rolle, klagt Anetta Kahane.

O-Ton Kahane:

Das Gedächtnis, dass es auch gegen eine Kultur ging, das ist ja das Merkmal der Singularität des Holocaust, dieses gegen eine Kultur, ist ja keine Rasse oder sowas, die wurde noch einmal ausgelöscht, indem man überhaupt nicht darüber sprach.

Die zweite Generation, die nach dem Krieg bzw. in der DDR geboren wurde – war meist interessierter daran, ihre kulturellen und religiösen Wurzeln kennen zu lernen als dies noch bei der Elterngeneration der Fall gewesen war.

O-Ton Kahane:

Für mich war das total faszinierend und interessant, und ich habe früh angefangen, hebräische Buchstaben zu malen, habe mich in die jiddische Musik vertieft, bin in die Synagoge gegangen, also Identitätssuche. (...) Das hat mich auch nicht mehr losgelassen. (...) Das hat eine große Sogkraft gehabt, (...) und je mehr die Eltern ge-

schwiegen haben, sowohl über die Verfolgungsgeschichte und auch über das Jüdische, desto stärker wurde das Bedürfnis in der zweiten Generation, mal zu klären, was ist das überhaupt, was uns so diffus zusammenhält oder uns so anders macht.

In neun Städten der DDR gab es jüdische Gemeinden. Vor allem die in Berlin und Dresden wurden für die zweite und dritte Generation zu wichtigen Orten der Identitätsfindung.

O-Ton Dämmig:

Die jüdische Gemeinde war ein besonderer Ort. Es war ein Rückzugsort, ein geschützter Ort. (...) und für viele gilt das, weil sie eine Verbindung gespürt haben, ohne genau benennen zu können, warum. (...) Es wird ja auch viel von der Nischengesellschaft der DDR gesprochen, vielleicht war es auch eine Art Nische.

Das galt besonders für Ost-Berlin – mit rund 200 Mitgliedern die größte jüdische Gemeinde der DDR.

Musik Junge Pioniere

Die jüdischen Gemeinden waren überaltert. Und die meisten zu klein, als dass sie besondere Angebote für Kinder und Jugendliche hätten machen können. Doch einmal im Jahr gab es eine Kinderfreizeit – zuerst in Ueckermünde am Stettiner Haff, ab 1968 in Glowe auf Rügen. Ein Projekt, das auch von Alfred Scheidemann, dem Vorsitzenden des Landesverbandes in Mecklenburg, initiiert und getragen wurde.

O-Ton Heinsohn:

Eine Idee von Scheidemann war, dass die jüdischen Jugendliche verstreut übers Land lebten und auf diese Weise sich kennenlernen können und (...) und auch die Jugendlichen angesprochen werden, die vom Elternhaus her nicht viel jüdisches Brauchtum, Kultur auch Religion, es ging um eine Verfestigung ihrer Identität.

Die Religionspädagogin Sandra Anusiewicz-Baer und die Kulturmanagerin Lara Dämmig haben jüngst in ihrem Buch „Jung und jüdisch in der DDR“ auf diese Tradition aufmerksam gemacht.

O-Ton Dämmig:

Dazu muss man wissen, dass es in der DDR eine breite Ferienlagerkultur gab. Es gab Pionierferienlager, Betriebsferienlager, die waren alle gut organisiert, und da gab es Appelle und Frühspor.

O-Ton Anusiewicz-Baer:

Und dann gab es Glowe, was so gänzlich anders war. (...) Und es war diese große Freiheit, ohne ideologisches Programm, ohne klar strukturierten Tagesablauf, hat man da drei Wochen an der Ostsee verbracht.

In dem Sammelband berichtet ein Teilnehmer dann doch von einem Fahnenappell: Vor Ort hatte ein Schneider nämlich eine israelische Fahne genäht, die dann jeden Morgen gehisst wurde. Das war allerdings vor dem Sechs-Tage-Krieg 1967; danach wäre so ein Fahnenappell bei den Kinderfreizeiten undenkbar gewesen, betont Sandra Anusiewicz-Baer.

O-Ton Anusiewicz-Baer:

Sie waren aber nicht ideologisch geprägt in Richtung Zionismus, was durchaus der Anspruch war in den Machanot, also den Ferienlagern im Westen, wo man sich sehr stark an Israel orientiert hat, am Zionismus orientiert hat. Und das hat es in der DDR so nicht gegeben, weil es das nicht hat geben dürfen, aber auch weil es niemanden gegeben hat, der da glaubhaft hätte vertreten können.

Rund 25 Kinder nahmen jährlich an den dreiwöchigen Ferienfreizeiten auf Rügen teil. Die meisten von ihnen brachten nur wenige religiöse Kenntnisse mit:

O-Ton Anusiewicz-Baer:

Es war eher unterschwellig, wir wussten alle, wir kommen aus jüdischen Familien (...) und teilen diesen Aspekt aus einer Familie zu stammen, in der eine jüdische Geschichte existiert, in der Verfolgungsgeschichten existieren, Vernichtungserfahrungen. Exilerfahrungen natürlich. Ohne dass man das großartig miteinander besprochen hat, war das unterschwellig allen geläufig. Und das hat eine ganz selbstverständliche Nähe begünstigt.

In dem Sammelband „Jung und jüdisch in der DDR“ erinnern sich mehrere Interviewte an die Wochen in Glowe.

O-Ton Dämmig:

Im Nachhinein haben viele eben auch gesagt, dass es für sie eine wahnsinnig wichtige Erfahrung war, (...) und viele spüren da auch eine Verbundenheit, die sie damals gar nicht hätten benennen können.

Jüdische Leben in der DDR blühte gegen Ende des Arbeiter- und Bauernstaates auf. So bildete sich in der Ost-Berliner Gemeinde eine neue Gruppe: „Wir für uns“. Die Kinder der Remigranten – längst erwachsen und bislang mit wenig Kontakt zu jüdischen Gemeinden – gingen selbstbewusst auf Spurensuche. Anetta Kahane war beim ersten Treffen 1986 dabei:

O-Ton Kahane:

Das war so ein großer Augenöffner, als wir da reinkamen und es waren so viele Leute da, und ich war auf der einen Seite erschüttert, wie viele Leute ich kannte, obwohl wir nie darüber geredet hatten. Wir trafen uns zum ersten Mal unter diesem Label. Und auf der anderen Seite war ich erstaunt, wie viele Leute ich nicht kannte. Und das ging vielen so.

Und die Religionspädagogin Sandra Anusiewicz-Baer vermutet:

O-Ton Anusiewicz-Baer:

In Bezug auf das Judentum war man über die Verfolgungsgeschichte hinaus gar nicht sprechfähig, und das musste neu gelernt werden, und dafür brauchte es diese Räume, dass man einen Raum schafft, wo alle Interesse daran haben, und das hat man sich dann selbst erkämpft.

O-Ton Kahane:

Ich kann mich erinnern, ich war ganz hungrig danach. Das erste Mal Seder feiern, Schawuot erleben, zu verstehen, worum es da eigentlich geht, das erste Mal jüdische Geschichte hören, wie war das, wir wussten wenig, und wir fühlten viel. Es gab eine Art von kulturellem Gedächtnis, das nicht durch Fakten belegt war. Darum ging es, und auch um unser Selbstverständnis.

Das Aufleben der Gruppe „Wir für uns“ passte in die Zeit. Die SED entkrampfte ihr Verhältnis zum Judentum. Einige Projekte wurden auf den Weg gebracht.

O-Ton Dämmig:

Das hatte auch konkrete Auswirkungen für uns Jugendliche, weil wir dann die Möglichkeit erhielten zum Beispiel an Sommeruniversitäten von jüdischen Studierenden teilzunehmen. Ich war auch im Sommer 89 zu einem Sommerkurs an der Hochschule für jüdische Studien in Heidelberg, eine Gruppe ist nach Italien gefahren zur Sommeruniversität. (...) Es gab eine Öffnung zu jüdischen westlichen Organisationen.

Und während die vorherige Generation die jüdische Identität in der Öffentlichkeit eher versteckte, traten Jugendliche wie die 1974 geborene Sandra Anusiewicz-Baer selbstbewusst auf.

O-Ton Anusiewicz-Baer:

Ich habe das eigentlich als was Spannendes empfunden. Ich komme ja auch aus einem gemischten Kontext, und ich fand das immer ganz toll, dass ich doppelt beschenkt bin, dass es bei uns nicht nur Weihnachten gab, sondern auch Chanukka. Ich bin damit eigentlich angeben gegangen. Für mich war das was Tolles. Ich habe

mich da nie gescheut, darüber zu sprechen. (...) Ich habe es nie versteckt, ganz im Gegenteil.

Dass in der DDR in der zweiten Hälfte der 80er Jahre eine Offenheit gegenüber dem Judentum spüren war, hatte vor allem einen Grund: Die DDR wollte bessere Beziehung zu den USA. Und gute Kontakte zum Judentum sollten den Weg zu diesem Ziel ebnen.

O-Ton Kahane:

Hinter dem ja auch ein antisemitisches Stereotyp stand: Erich Honecker wollte die Meistbegünstigungsklausel von den USA ...

... und so Vorteile im Handel mit den USA und ihren Verbündeten erreichen ...

O-Ton Kahane:

... und das machen wir am besten, in dem wir nett zu den Juden sind, weil die dominieren ja die Finanzmärkte – das war die Annahme. Da steckte eher eine antisemitische Idee dahinter denn eine Offenheit gegenüber dem Judentum.

Das Ziel von Erich Honecker dahinter: ein Staatsbesuch in den USA. Doch den gab es nicht. Das Ende der DDR kam ihm dazwischen.